

Besprechungen

A. Allgemein

19. und 20. Jahrhundert

Gerhard BAUER, Katja PROTTE und Armin WAGNER (Hg.): Krieg macht Nation. Wie das deutsche Kaiserreich entstand. Katalog zur Ausstellung im militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden (Forum MHM 15), Dresden: Sandstein Verlag 2020, 431 S., 474 meist farbige Abb., ISBN 978-3-95498-545-6, EUR 48,00

Die Kriegsgefangenschaft des französischen Kaisers Napoleons III. im Kasseler Schloss Wilhelmshöhe im September 1870 ist heutzutage eigentlich nur noch eine Anekdote aus alter Zeit. Aber nun hat das militärhistorische Museum 2020 den Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs vor 150 Jahren und die Reichsgründung 1871 zum Anlass genommen, eine Ausstellung zum Krieg und zur Kaiserproklamation zu zeigen. Bedauerlicherweise konnte das Museum aufgrund der Corona-Pandemie nur wenige Besucher empfangen.

Glücklicherweise gibt es zur Ausstellung einen umfangreichen Katalog. Zahlreiche Abbildungen geben dem Leser einen guten Überblick über die gezeigten Exponate. Unter diesen sind nicht nur Uniformen, Gemälde, Zeitungsartikel und Waffen, sondern z. B. auch ein Miniatursteckspiel. Es ist das Gesellenstück von August Bebel.

Der einführende Beitrag von Christian JANSEN widmet sich der gesellschaftlichen Gruppe, die die deutsche Nationalbewegung zum größten Teil trug, dem liberal bis demokratisch gesinnten Bürgertum. Es folgen Beiträge zu Otto von Bismarck und August Bebel, zu den Kriegen von 1864 und 1866. Der Abschnitt »An der Schwelle zum modernen Krieg« zeigt die Auswirkungen moderner Waffentechnik, Kommunikations- und Transportmöglichkeiten, er endet mit Aufsätzen zur Krankenpflege und zu den Anfängen des modernen Völkerrechts. Der Ausstellungskatalog bietet ein breites geschichtliches Spektrum, von der Idee der Nation bis hin zur modernen Waffentechnik. Er wird ergänzt durch Zeittafeln und gut gestaltete Landkarten.

Auch wenn die Reichsgründung ein überregionales Ereignis war, so sind doch auch die Hessen daran beteiligt. Die ehemaligen Regimenter des Landgrafen haben sowohl am Krieg gegen Dänemark teilgenommen als auch am Deutsch-Französischen Krieg. Ein heute vergessenes Denkmal für die gefallenen Soldaten der Kasseler Kriegsschule befindet sich auf dem Militärfriedhof an der Holländischen Straße. Ganz in der Nähe gibt es einen kleinen Gedenkstein für die Franzosen, die während ihrer Kriegsgefangenschaft 1870/71 in Kassel gestorben sind.

Kassel

Bettina Dodenhoeft

C. Themen

Architektur-, Kunst-, Musik- und Kulturgeschichte

BÜRGER FÜR DAS WELTERBE E.V. (Hg.): „... in chinesischem Geschmack erbaut ...“. Die Pagode und der Buddha im Bergpark Wilhelmshöhe, Kassel: Selbstverlag 2021, 60 S., 40 meist farbige Abb., ohne ISBN, EUR 8,50

Im Jahr 2021 konnte der Verein »Bürger für das Welterbe« auf zwei Jahrzehnte seines Bestehens zurückblicken. Schon seit 2003 hatte er ein Förderprojekt zugunsten der Sanierung der Pagode im chinesischen Dorf »Mulang« im Park Wilhelmshöhe angestoßen. Dazu zählte die Restaurierung bzw. Wiederherstellung der Buddhafigur, die nach einem langwierigen Prozess der denkmaladäquaten Umsetzung zum Vereinsjubiläum abgeschlossen werden konnte – zugleich Anlass zur Herausgabe dieser kleinen informativen Broschüre.

Gerd FENNER und Maren BRECHMACHER-IHNEN bieten einen kenntnisreichen Überblick zur Geschichte der Gebäudegruppe, die seit 1780 in einer südlichen Erweiterung des Bergparks geschaffen wurde. Notwendig war zuvor eine Einigung mit den Bauern der Umgebung, die in diesem Bereich Huterechte besaßen. Die noch heute weitgehend erhaltenen Bauten können als herausragendes Beispiel für die »Dörfchenmode«, eine Laune der Parkgestaltung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, gelten. Einerseits fremdartige Parkstaffage, sollte die Anlage andererseits aber auch landwirtschaftlichen Nutzen erbringen, was allerdings bis zur Stilllegung 1797 nur mit mäßigem Erfolg gelang. Landgraf Wilhelm IX. bestimmte 1791 »Mou-lang« als Namen des Dörfchens. Herkunft und Bedeutung sind unklar, vermutet wird aber entweder die falsche Aussprache von französisch »moulin« (Mühle) oder das Wort »mulan« als Bezeichnung eines kaiserlichen Jagdgebiets in China.

Die unter Landgraf Friedrich II. vor 1785 geschaffenen Bauten zeigen ein auffällig exotisches, chinesisches Flair. Auch die Gartenanlage folgte dem fernöstlichen Vorbild. Danach ließ Wilhelm IX. eine Reihe weiterer Gebäude errichten, nunmehr mit klassizistischen Stilmerkmalen. Insgesamt entstanden dort neben Wirtschaftsgebäuden wie Kuhställen, Küche, Schafstall, Scheune, einer Windmühle auch kleine Wohngebäude für Personal, ein Speisesaal für den Landgrafen sowie die chinesische Pagode. In den europäischen Parks finden sich exotische Bauten im Geiste der Chinoiserie eher selten. Nachweisbar sind für die Frühphase Einflüsse des englischen Hofarchitekten William Chambers, der China kannte und in Kew Gardens exotische Architekturen geschaffen hatte.

Auch in jüngster Zeit gab es wieder erbitterte Debatten wegen einer angeblichen »Mohrenkolonie« im Dörfchen Mulang. Die Autoren vermuten, dass zur Steigerung des »erwünschten fremdländischen Eindrucks« zwar drei schwarze Frauen (»Mohrinnen«) bei der Arbeit eingesetzt worden waren, was aber lediglich ein kurzes Intermezzo gewesen sei, das zum vielfach kolportierten Missverständnis geführt habe, dass es in Mulang eine »Mohrenkolonie« gegeben habe (S. 17). Zweifellos wäre eine Erörterung der Frage von Interesse, ob der Anlass für die Präsentation ländlicher Lebensweise und Arbeit tatsächlich nur in einer adligen »Verklärung des vermeintlich einfachen, natürlichen und unverdorbenen Lebens auf dem Lande« (S. 12) begründet ist. In anderen Parks des aufgeklärten Zeitalters ist sicher belegt, dass die Anlage von Musterschafställen oder Obstplantagen dem aufgeklärten physiokratischen Den-

ken und dem Anspruch auf Wissensvermittlung folgte. Ähnliches mag für die Präsentation fremder Kulturen oder anderer Religionen gelten. Wenn ein aufgeklärter Fürst wie Landgraf Friedrich II. in seinem Park eine Moschee (»Türkischer Tempell«, nicht mehr erhalten) oder eine Pagode (»Genesishe Tempell«) errichten lässt, mag eine solche Intention durchaus Pate gestanden haben.

Gerd FENNER befasst sich in einem weiteren Beitrag detailliert mit der sogenannten Pagode, einer Preziose der Chinoiserie in der Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts, zugleich das einzige markante noch erhaltene Relikt der frühen chinesischen Gestaltung des Dörfchens Murlang. Es handelt sich um einen in fast allen Einzelheiten exakten Nachbau eines »Banqueting House«, das sich in einer englischen Publikation von Charles Over über ornamentale Architektur aus dem Jahr 1758 findet. Das 1782/83 errichtete Gebäude ist in seinem Grundbestand nahezu unverändert erhalten. Aufgrund von Witterungseinflüssen musste das Tempelchen jedoch mehrfach in seiner farblichen Gestaltung erneuert werden. Vor allem im Innenraum unterscheidet sie sich erheblich vom ursprünglichen Zustand. Ausführlich geht der Autor auf die erhaltene Wandgestaltung ein, die Anfang der 1930er-Jahre von dem Architekten, Glasmaler und Restaurator Wilhelm Blaue (1873–1967) geschaffen wurde. FENNER konnte dazu bisher nicht beachtete Entwürfe im Kasseler Stadtarchiv heranziehen. Blaue entwickelte eine vollkommen neue Gestaltung des Innenraums, die sich jedoch in hohem Maße auf die ursprüngliche Idee des Kunstwerks bezieht – für den Autor ein gelungenes Beispiel »schöpferischer Denkmalpflege« (S. 29–32), wie es die Leitlinien der Denkmalpflege in den 1920er- und 1930er-Jahren »für legitim« erklärten. Leider kam es gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und danach zu beklagenswerten Schäden bzw. Zerstörungen, nachdem die Pagode aufgebrochen worden war. Neben der stark beschädigten Buddha-Figur wurden die beiden »Wächter«-Figuren nahezu vollständig ruiniert. Der Verein Bürger für das Welterbe widmete sich seit seiner Gründung der Recherche des Bestandes und kam schließlich zu der Entscheidung, eine Neuschöpfung des Buddhas vorzuschlagen, die dann von der Museumslandschaft Hessen Kassel in Auftrag gegeben wurde. Darauf geht in einem weiteren Beitrag Diplom-Restauratorin Barbara HÄCKER (MHK) ein. Sie beschreibt, wie man nach Sicherung der überlieferten Substanz und der Einlagerung der alten Figur im Depot die Formgebung der Nachschöpfung in Zusammenarbeit mit dem Bildhauer Sigi Böttcher entwickelte.

In einem weiteren Beitrag befasst sich Riccarda THEILER, wissenschaftliche Volontärin im Bereich Bau und Denkmalpflege der Museumslandschaft Hessen Kassel, mit der avisierten Instandsetzung der Pagode. Sie gibt vor allem eine fachgerechte Zustandsbeschreibung, die als Grundlage für eine definitive Entscheidung zu künftigen Maßnahmen dienen kann.

Kassel

Alexander Link

Christiane HERTEL: *Siting China in Germany. Eighteenth-century Chinoiserie and its modern Legacy*, University Park: The Pennsylvania State University Press, 2019, XIV u. 258 S., 35 Farb- u. 85 s/w-Abb., ISBN 978-0-271-08237-0, \$ 124,95

»Chinamode«, »Chinoiserie«, »chinesische Gärten« etc. sind im deutschsprachigen Raum (allerdings auch in der europäischen »Nachbarschaft«) heute einerseits noch immer gegenwärtig, andererseits jedoch auch weit entfernt – gegenwärtig, insofern als uns alle nur denkbaren Reflektionen einer China-Begeisterung (vor allem im 18. Jahrhundert) noch heute beim

Besuch von Schlössern und Parks in Gestalt von Möbeln (etwa Lackkunst), Skulpturen (zumeist Porzellan), Tapeten, Ausgestaltungen von Gärten (hier in der Regel chinoise Kleinbauten) etc. begegnen, entfernt, als es sich um eine in unserer Zeit schon wieder fremdartige Rezeption des vielleicht noch Fremderen handelt. Eben diese Rezeption bedarf jedoch in jeder Zeit einer nicht immer einfachen Kontextualisierung. Die Chinoiserie als eine besondere Form der China- und / oder Ostasien-Rezeption (was sich nicht immer ganz so einfach voneinander trennen läßt) wurde in der Vergangenheit nicht selten als Spielerei und die Zeit der »China-Mode« (hier in der Gartenarchitektur) bisweilen gar als »Jahrhundert des ›Nippes‹« (Hans VOGEL: Der chinesische Geschmack in der deutschen Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts und seine englischen Vorbilder, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 1/5–6, 1932, S. 321–335, hier S. 335) bezeichnet. In dem hier vorliegenden Werk von HERTEL wird nun eine Annäherung an diese Kunstform (deren »Kunstcharakter« – was immer man hierunter verstehen möchte – ja bisweilen in Frage gestellt wird) in Gestalt einer mitunter neuen Kontextualisierung exemplarisch anhand von Gartengestaltungen (hier auf der Wilhelmshöhe in und Schloß Wilhelmsthal bei Kassel), Sammlungen (am Beispiel vor allem der »Porzellanschlösser« Rastatt und Dresden) und Literatur (hier etwa Thomas Manns »Lotte in Weimar«, 1939) unternommen. Bei der Arbeit der Verf. handelt es sich also keineswegs bloß um eine weitere Behandlung oder auch eine erneute Aufbereitung von Altbekanntem. Es wird nicht zum wiederholten Male die China-Rezeption im Allgemeinen oder die Chinoiserie im Besonderen behandelt. Vielmehr bezieht HERTEL in ihrer vielgestaltigen Untersuchung der künstlerischen und sonstigen kulturellen Annäherungen (etwa durch Literaten und Philosophen) an China (und Ostasien) Aspekte wie die deutsche Sinophilie und Sinophobie, die im Schrifttum des 18. und 19. Jahrhunderts immer wieder aufscheinen, ein, wobei der Sondersituation der deutschen Fürstentümer resp. des »alten Reiches« dahingehend Rechnung getragen wird, als es hier ja keinen »Direktkontakt« mit dem »Reich der Mitte« gegeben hat, der Blick also stets ein indirekter, d. h. auf Vermittlung über jene Staatenwelt, die in einem mehr oder weniger unmittelbaren Warenaustausch mit China stand, war.

Das Buch, das man auch als eine Sammlung mehrerer Untersuchungen auffassen kann, besteht – anschließend an das Inhaltsverzeichnis (S. V), dem Abbildungsverzeichnis (mit Bildquellenangaben zu den Farbtafeln zwischen S. 98 u. 99) (S. VII–XII) und einem Vorwort (S. XIII–XIV) – aus einer Einleitung (S. 1–9), fünf Kapiteln (1.) »Superflous imitation: Porcelain palaces in Dresden and Rastatt« [S. 11–52], 2.) »Shifting frames: Hesse-Kassel's Wilhelmsthal and Wilhelmshöhe palace gardens« [S. 53–120], 3.) »Afterlife: Romantic translation in Chinois Dresden« [S. 121–132] und 4.) »Ancestry: Critical gathering in Thomas Mann's ›Lotte in Weimar‹« [S. 133–186]) sowie einer vom Anmerkungsapparat (S. 187–212), dem Literaturverzeichnis (S. 213–242) und einem Personen- und Sachregister (S. 243–258) gefolgt Zusammenfassung (S. 183–186).

Im ersten Kapitel behandelt die Verf. die Porzellan-Sammlungen deutscher Fürsten, wobei einerseits dem Umstand, dass es sich hierbei zunächst um Importe von Originalen handelte, eine besondere Bedeutung zukommt, andererseits aber auch dem bereits erwähnten Sachverhalt, dass die Fürsten des deutschsprachigen Raumes keine direkten Handelsverbindungen nach Ostasien unterhielten. Freilich wurden diese Sammlungen bald schon, infolge der Entwicklung einheimischer Porzellanherstellung um Chinoiserien bereichert und reich ausgestattete Kabinette angelegt. Von einigen der diese Sammlungen beherbergenden Anlagen wird

daher auch als »Porzellan-Schlössern« gesprochen – so etwa von Schloß Favorite (Rastatt) und dem Japanischen Palais (Dresden). In diesem Zusammenhang geht die Verf. zudem auf solche Sammlungen ein, die hier Vorbildcharakter hatten (etwa die Anlagen in Charlottenburg oder Oranienburg). Beispielhaft zeigt HERTEL anhand der Sammlung in Dresden das Zusammenspiel der »Neuentdeckung« der Porzellanherstellung (im Zuge alchemistischer, wie auch wissenschaftlicher Methoden) und der Fertigung von Kunstwerken auf. Im Falle von Schloß Favorite werden dann schließlich die Programme des Grünen Zimmers des Markgrafen Ludwig Georg Simpert von Baden-Baden sowie des Spiegelkabinetts der Markgräfin Sibylla Augusta – am Beispiel auch des in Porzellan wiedergegeben Motives des »Chinesischen Festes« – näher betrachtet und der Blick immer wieder in die zeitgenössische China-Literatur, in der sich bereits auch Vorbilder finden, geworfen. Wie vertraut die Verf. mit dem von ihr behandelten Gegenstand ist, wird gerade in diesem Kapitel aus dem Umstand ersichtlich, dass sie die in der einschlägigen Literatur eher selten berücksichtigten, von Markgräfin Sibylla Augusta geförderten Manufakturen in Ansbach, Hanau und Nürnberg erwähnt.

Im anschließenden zweiten Kapitel wendet sich HERTEL den Gärten und Kleinbauten auf der Kasseler Wilhelmshöhe, aber auch deren Darstellung sowohl in der zeitgenössischen Literatur – etwa bei Friedrich Christoph Schmincke (in der Ansprache desselben an den Landgrafen in seinem Werk »Schmincke«) –, aber auch in der Malerei (hier z. B. bei Johann Heinrich Tischbein) zu. Behandelt werden hier einerseits das »Chinesische Dorf« Mulang, andererseits aber auch die Kleinbauten im Schloßpark von Wilhelmsthal bei Calden – hier die heute nicht mehr existierenden sogenannten »Entenhäuser«, die sich einstmals beiderseits eines der Schloßsteiche befunden haben (in älteren Aufzeichnungen ist bisweilen auch von »japanischen Häuschen« die Rede). Daneben stellt HERTEL allerdings auch einzelne Objekte, wie die mit Chinoiserien versehene Uhr David Roentgens (in Schloß Wilhelmsthal) dar. Im Falle der Kasseler China- resp. Ostasienrezeption ist gerade auch das Zusammenfließen verschiedener Stile und Kulturen von Interesse – etwa das der Chinoiserie mit dem Neo-Klassizismus und der Romantik. Wie im vorausgegangenen Kapitel wird auch hier die zeitgenössische Literatur herangezogen, um bestimmte Blickwinkel auf die »China-Mode« zu unterstreichen. Gewählt wurden dabei neben dem erwähnten Schmincke vor allem Johann Christoph Gottsched und Christian Cay Lorenz Hirschfeld, allerdings auch William Chambers und Heinrich Christoph Jussow. Heute weithin unbekannt sind dabei die Vergleiche der europäischen und chinesischen Gartenkunst bei Hirschfeld, auf die HERTEL an dieser Stelle verweist. Sehr erfreulich ist hier auch, dass der Chinoiserie in und bei Kassel in dem Band ein so breiter Raum bewilligt wird, treten die zum Teil noch heute vorhandenen Zeugnisse der »China-Mode« des 18. Jahrhunderts in der nordhessischen Metropole und ihres Einzugsbereichs in den Überblicksdarstellungen ja doch zumeist hinter jene in Berlin oder Dresden zurück.

Bedeutsam sind gerade in diesem Kapitel die Überlegungen der Verfasserin zur Berührung von Neo-Klassizismus und Chinoiserie, in der in gewisser Weise das antike Griechenland und China in Kassel in einen Dialog miteinander getreten sind. Hier stand natürlich auch die Frage religiöser Toleranz im Hintergrund – ein Thema, das gerade für Friedrich II. von zentraler Bedeutung war. Der spätere Landgraf war bekanntlich in jüngeren Jahren zum Katholizismus übergetreten, was für ihn persönlich verheerende Folgen hatte (bis hin zum Entzug der eigenen Kinder durch seinen Vater und seine Ehefrau). Die Errichtung des »chinesischen Tempels« (die sogenannte »Pagode« von Mulang), wie auch der ebenfalls bei HERTEL erwähnten, heute

nicht mehr existierenden »türkischen Moschee« auf der Wilhelmshöhe war eine in Kleinbauten zum Ausdruck gebrachte Programmatik (Religionsfreiheit) – und so treten hier zugleich auch Philosophie und Religion in einen Austausch miteinander. Man darf nicht vergessen, dass die Auseinandersetzungen um die Konfuzius- und China-Rezeption – die sich vor allem auch an Christian Wolffs Prorektoratsrede »De Sinarum philosophia practica« (1721) entzündet hatten – noch sehr gegenwärtig waren und den Diskurs prägten.

Gemeinhin verbinden wir die Chinoiserien mit dem Höfischen, mit dem Übergang von den Luxusgütern aus Fernost hin zur »Nachahmung« mit eigenen künstlerischen »Mitteln« sowie den neuen Fertigkeiten der Porzellanherstellung im Westen; die Verbreitung in der bürgerlichen Welt des ausgehenden 18. sowie des 19. Jahrhunderts wird hingegen zumeist wenig beleuchtet. Im dritten Kapitel, in dem die Verf. das Zusammenspiel von Romantik und Chinoiserie beleuchtet, wird gerade dieser Phase besondere Aufmerksamkeit zuteil. Als ein aufschlußreiches Beispiel für den sich hier zugleich vollziehenden Wechsel vom Zusammenwirken chinesischer und europäischer Bestandteile hin zur Verbindung von Einflüssen chinesischer und italienischer Architektur wählt HERTEL Christian Friedrich Schurichts Pavillon von 1804. Auch werden hier die chinesisches Wandmalereien Johann Ludwig Giesels, die von William Alexanders Darstellungen inspiriert sind, angeführt.

Bemerkenswert, gerade auch im Kontext deutscher China-Rezeption, die wir ja eben vor allem mit den Reflektionen ostasiatischer Kunst in Gestalt der im Band exemplarisch behandelten Chinoiserie verbinden, ist die noch später erfolgte Aufnahme durch Literaten, wie sie hier am Beispiel Thomas Manns (und anderer, wie Béla Balázs, Adolf Reichwein und Ernst Scheyer) aufgezeigt und im vierten Kapitel umrissen wird. Wie die Verf. hier überzeugend darlegt, finden sich auch in der Zwischenkriegszeit bei den verschiedenen Kulturschaffenden höchst unterschiedliche Wahrnehmungen des »Chinoisen« (in einem erweiterten Sinne). Die eher ablehnende Haltung bei Reichwein und Scheyer findet sich natürlich schon bei Johann Wolfgang (v.) Goethe, der der Chinoiserie in der Gartengestaltung und der Architektur ja bekanntlich wenig abgewinnen konnte. Dass für die Betrachtungen in diesem Kapitel Mann und sein historischer Roman »Lotte in Weimar« gewählt wurden, darf man wohl als besonders »glücklichen Griff« betrachten, ist doch gerade dieser Aspekt der China-Rezeption in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – also einer ansonsten noch immer von den Eindrücken des deutschen Kolonialismus, des Boxer-Aufstandes, aber auch den noch immer vorherrschenden Klischees geprägte Zeit, die auch in der Literatur bisweilen einen der damaligen (vermeintlichen?) Lage im »Reich der Mitte« geschuldeten Widerhall erfuhr – bislang kaum beleuchtet worden (selbst in der Mann-Forschung wurden diese Berührungen des Literaten mit Ostasien eher nur ganz am Rande mitbehandelt – einmal abgesehen von Ausnahmen wie Günther DEBON: Thomas Mann und China, in: Thomas Mann Jahrbuch 3, 1990, S. 149–174 oder DERS.: Thomas Mann und der chinesische Geist, in: Heinrich Mann Jahrbuch 8, 1990, S. 145–169). Freilich beschränkt HERTEL sich an dieser Stelle nicht auf Manns Roman, sondern stellt die grundlegendere Frage nach der Bedeutung chinesischer und chinoiser Motive und Gegenstände für Thomas Mann. Auch wird hier die China-Rezeption in der deutschen Literatur bis ins 20. Jahrhundert hinein geradezu »verlängert«.

Es finden sich freilich auch recht verstreut über den Band einige kleinere »Unachtsamkeiten«. Auf S. 163 lies Athanasius statt »Athanasus«. Zu Thomas Manns Verweis auf die »Loyalität« H. H. Schaeders zum Nationalsozialismus (S. 155) wäre natürlich noch anzumerken, dass

dies nicht bloß eine Einschätzung Manns war, sondern, dass Schaefer Mitglied verschiedener Organisationen der Partei war und auch in seinen Beiträgen immer wieder Auffassungen vertrat, die man bestenfalls als in Übereinstimmung mit der herrschenden Ideologie bezeichnen muß. Ein wenig knapp fallen natürlich auch die Bemerkungen zu Christian Wolff (S. 54 u. 92) aus, die Göttinger »politischen Philosophen«, die sich mit dem Neu-Konfuzianismus befaßten resp. diesen propagierten (S. 135), werden namentlich gar nicht erst genannt und die Wegbereiter der Sinologie Andreas Müller und Christian Mentzel mit keiner Silbe erwähnt. Letzteres scheint zumindest insofern berechtigt, als hier ja keine Historie der wissenschaftlichen Annäherung an China angestrebt wird. Zu dem auf S. 32 als »Figure 13« widergegebenen Bild des Inneren eines buddhistischen Tempels ist anzumerken, dass diese Darstellung bereits ein Jahr zuvor in DAPPERS China-Beschreibung abgedruckt war (O[lfert] DAPPER: Beschryving Des Keizerryks Van Taising Of Sina: Vertoont in de Benaming, Grens-palen, Steden, Stroomen, Bergen, Gewassen, Dieren, Gods-dienst, Tale, Letteren, &c. Verciert met verscheide Koopere Plaeten, Amsterdam 1670 zwischen S. 122 u. 123). Dass die Verfasserin keinen Bezug auf verschiedene der kurz vor der Veröffentlichung ihrer beeindruckenden Arbeit erschienene, ihr zweifellos bekannte Werke (Hans HOLLÄNDER: Europas chinesische Träume. Die Erfindung Chinas in der europäischen Literatur, Berlin u. a. 2018; Petra TEN-DOESSCHATE CHU, Jennifer MILAM [Hg.]: Beyond chinoiserie. Artistic exchange between China and the West during the late Qing dynasty [1796–1911] [East and West 4], Leiden 2019) genommen hat, ist sicher ebenfalls kein Versäumnis oder Zufall, sondern wohl dem spezifischen Blick HERTELS auf die Chinoiserie und ihr »Nachwirken« geschuldet.

Nun sind Rezensenten stets schlecht beraten, wenn sie bei der Besprechung einer Arbeit in Begeisterungstürme verfallen – muß der Leser sich doch stets nach Sinn und Zweck von Autorenbeweihräucherung fragen. Das dem Verf. hier jedoch zur Besprechung vorliegende Buch zwingt bei aller von diesem zunächst aufgebrachten Skepsis zu einer mehr als nur wohlwollenden Beurteilung – und dies nicht etwa in Anbetracht der zugegebenermaßen hervorragenden Ausstattung des reich bebilderten Bandes, sondern der bei erfreulicher »Detailtiefe« durchwegs aufrechterhaltenen Ausführung und des Anspruchs in der Darstellung. Das Werk zeichnet sich zudem unzweifelhaft dadurch aus, dass die Verf. sich nicht mit seitenlangen Ergüssen zur Methode, wie sie dem Leser in den vergangenen Jahren auch bei kunsthistorischen Annäherungen an die Chinoiserie immer wieder geboten wurden, aufhält, sondern vielmehr eine beeindruckende Balance zwischen »kleinteiliger« Betrachtung und der Herausarbeitung wesentlicher Aspekte (etwa der mehrfach betonten Besonderheit der China-Rezeption im deutschsprachigen Raum, dessen Höfe sich ja im 18. Jahrhundert [im Gegensatz etwa zu Großbritannien, Frankreich oder den Niederlanden] von jener anderer europäischer Herrschaften darin unterscheidet, dass die Fürstentümer des »alten Reiches« keine direkten Verbindungen zum »Reich der Mitte« unterhielten oder auch der Betonung der Übersetzungsleistungen zwischen Vorbildern und Imaginationen resp. der auf das Publikum zugeschnittenen Umsetzungen der entsprechenden Imaginationen, wie sie die Chinoiseries darstellen – einer Übersetzung, die der Lehnprägung in den Sprachwissenschaften entspricht, also der Wiedergabe mit den eigenen Mitteln [hier der künstlerischen Formensprache]) hält, wie man diese ja auch sonst selten findet. Eine alles in allem beeindruckende Arbeit, von der die Forschung zu Chinoiserie und China-Rezeption, maßgeblich befördert werden und um welche wohl kein Kunsthistoriker noch Kulturanthropologe, welcher sich der künstlerischen Dimension des

Kulturkontakts zwischen dem deutschsprachigen Raum und China im 18. (und 19.) Jahrhundert befaßt, herunkommen wird. Ein großartiges Werk, welches uns seiner Aufnahme durch die Fachvertreter mit besonderen Erwartungen entgegensehen läßt.

Kassel

Michael Knüppel

SPARKASSEN-KULTURSTIFTUNG HESSEN-THÜRINGEN (Hg.): Kulturelle Entdeckungen. Neues Bauen in Hessen, Regensburg: Schnell & Steiner 2019, 216 S., zahlr. farbige Abb., ISBN 978-3-7954-3402-1, EUR 9,90

In der Reihe »Kulturelle Entdeckungen«, die von der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen seit den 1990er-Jahren herausgegeben wird, ist 2019 der Themenband »Neues Bauen in Hessen« erschienen. Anlass war das Gedenken an die Gründung des Staatlichen Bauhauses in Weimar im Jahr 1919, dessen 100-jähriges Jubiläum von der Sparkassen-Finanzgruppe in besonderer Weise als Hauptförderer unterstützt wurde.

In dem Band werden insgesamt 155 bauliche Objekte vorgestellt, mit einer großen Bandbreite an unterschiedlichen Bauaufgaben vom Wohnungs- und Siedlungsbau über öffentliche Bauaufgaben, Sakral- und Industriearchitektur oder Privat- und Zweckbauten. Dem Anspruch der Publikationsreihe gemäß finden sich neben den großen und meist bekannten Bauvorhaben in den größeren Städten auch zahlreiche weniger oder nicht beachtete Beispiele auf dem Lande, von Hofgeismar (ehemalige Caltex-Tankstelle) bis Heppenheim und von Hadamar bis Künzell (Siedlung Loheland).

Würde man bei dem im Titel verwendeten Begriff »Neues Bauen« zunächst an den üblicherweise damit in Verbindung gebrachten Zeitraum von etwa 1910/1918 bis 1933, also vornehmlich die Zeit der Weimarer Republik, denken, so ist hier eine Ausweitung auch auf die Nachkriegsjahrzehnte bis um 1970 erfolgt. Damit geraten zahlreiche Objekte ins Blickfeld, die in gewissem Umfang in Formensprache und Materialverwendung wie auch sozialem Anspruch an Zielvorstellungen der 1920er-Jahre anknüpfen, aber doch oft zu andersartigen eigenständigen Lösungen der Nachkriegsmoderne entwickelt wurden.

Zu den in alphabetischer Folge aufgeführten Bauten gibt es sieben kurze vertiefende Themenbeiträge, die sich vornehmlich mit Aspekten des Neuen Bauens in den 1920er-Jahren befassen: der Bedeutung des Bauhauses, dem seriellen Bauen, den bedeutendsten Siedlungsbauunternehmungen der Zeit in Hessen von Ernst May (»Neues Frankfurt«), den damit verbundenen modernen Küchengestaltungen und, zeitlich und räumlich ausgreifend, dem Wirken des Deutschen Werkbundes und der Deutschen Werkstätten (Dresden-Hellerau). Einem Überblick über den Stilpluralismus Anfang des 20. Jahrhunderts folgt mit der Geschichte der in einfachen sachlichen Formen gestalteten »Wasserhäuschen« noch ein Blick auf einen bis heute besonders geschätzten Frankfurter Kleingbautypus mit Gestaltungselementen des Neuen Bauens.

Der Band, in bewährter handlicher Größe der Reihe der »Kulturellen Entdeckungen« und mit jeweils knappen Informationen über Adresse, Eigentümer, Zugänglichkeit und Kontaktmöglichkeit der jeweils mit einer Abbildung vorgestellten Objekte versehen, erweist sich als ein ansprechender Reiseführer, der manche eher verborgene Entdeckung in Hessen ermöglicht – sei es einen Kindergarten von 1929 in Kassel, das Fliegerehrenmal in Geisenheim (1959), eine Gartenhütte der bekannten Architektin Margarethe Schütte-Lihotzky in der Frankfurter

Römerstadt oder eine charakteristisch gestaltete Grabstätte von 1921 auf dem Hauptfriedhof in Hanau.

Kassel

Gerd Fenner

Biografien, Familien, Genealogie

Walter SCHARWIES: Lulu Brentano – eine »curiose« Lebensgeschichte, erzählt in Briefen. Mit einem Vorwort von Wolfgang BUNZEL, Wiesbaden: Waldemar Kramer, 2021, 270 S., ISBN 978-3-7374-0489-1, EUR 20,00

Vorige Woche sahe ich den Keiser [Napoleon Bonaparte] auf der Jagt, bis Donnerstag werde ich ihn noch einmahl im Theater sehn und dann habe ich ihn zmahl gesehn. (im besprochenen Band, S. 66) – Diesen eigenwilligen, von distanznehmender Ironie nicht ganz freien Bericht schickt Ludovica Jordis, gen. Lulu, Anfang 1814 an ihre Familie, die Brentanos, in Frankfurt. Zu dieser Zeit lebt sie mit ihrem Mann, dem aus Frankfurt stammenden und als Finanzier an den Zeitläuften ordentlich mitverdienenden Bankier und Unternehmer Carl Jordis in Paris. Dort führt sie einen Salon wie zuvor schon im Kassel Jérôme Bonapartes, den man im Volksmund »König Lustik« nannte. Wilhelm Grimm berichtet von dort über die Szene bei den Jordis' an Clemens Brentano: *Die Lulu sitzt in einem rothen Sammetpelz neben dem Feuer, packt mit der Kluft einen Grafen, der etwas eingeschlummert, an der Nase, erhält sich mit Witz, und scheint ebensowohl eine Verachtung als einen Reiz für dieses Leben zu empfinden.* (Wilhelm Grimm an Clemens Brentano, 12. April 1810, im besprochenen Band, S. 51) Tatsächlich bewegt sich zwischen diesen beiden Polen ein großer Teil des Lebens Ludovicas.

Maria Ludovica Catharina Brentano wurde 1787 als achtes Kind von Maximiliane Brentano La Roche und dem Frankfurter Großkaufmann Peter Anton Brentano geboren. Der Name Brentano hat in der Geschichte der deutschen Literatur Furore gemacht. Doch verbindet er sich vor allem mit zwei Vertretern der Familie, Clemens Brentano und Bettine von Arnim. Beide sind das, was man berühmt nennt, ihre Werke sind gedruckt, verbreitet und erforscht, ihr Leben und ihre Briefe gut dokumentiert. Anders verhält es sich mit den weniger bekannten oder nicht durch eigene Werke hervorgetretenen Familienmitgliedern. Zwar finden, wie Wolfgang BUNZEL in seinem Vorwort zur vorliegenden Ausgabe betont, inzwischen auch die Brüder Franz und Georg Brentano, Inhaber des Brentanoschen Familienunternehmens der eine und Geschäftsführer des zugehörigen Bankhauses der andere, einige Beachtung. Doch sind daneben etwa Christian Brentano oder Magdalene »Meline« Guaita Brentano, aber auch Ludovica »Lulu« Jordis des Borges Brentano eher unbekannt und ihr Leben sowie ihre Rolle im Netzwerk der Brentanos und der dazugehörigen romantischen Kreise wenig oder gar nicht erforscht.

Dabei ist spätestens mit Dieter HENRICHS Prägung des Begriffs »Konstellation« (Dieter HENRICH: Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus. Tübingen, Jena 1790–1794. 2 Bde., Frankfurt 2004), den er seiner Erforschung der Frühromantik und ihrer Zu- und Beiträger zugrunde legte, auch in den philologischen und historischen Wissenschaften geläufig, dass große Werke nicht aus dem Nichts entstehen, als einsame Gipfelleistungen sozusagen, sondern von Austausch und Gespräch, Beifall und Kritik und den Werken von weniger bedeutenden Zeitgenossen begleitet werden; die, welche sie hervor-

bringen, sind umgeben von Gesprächspartnern, Stichwortgebern, Förderern, Geldgebern, Kritikern, Konkurrenten – die Liste ließe sich beliebig fortführen – die allesamt nicht ohne Einfluss sind. Die Fokussierung auf Höhe- und Glanzpunkte mag also prestigeträchtig und für Geldgeber attraktiv sowie für Karrieren förderlich sein, der Sache wird sie wenig gerecht.

Konstellationsforschung hätte danach das Umfeld der großen Werke zu erkunden, hätte auch Beiträge zutage zu fördern, die nicht in den Kanon eingegangen sind, aber die Gipfelleistungen gestützt, gefördert und inspiriert und damit überhaupt erst ermöglicht haben. Hier trifft man, der gesellschaftlichen Praxis entsprechend, sehr häufig auf Frauen. Das gilt beispielsweise auch für die Brentano-Schwester, allen voran Magdalene »Meline« Guaita, für die es nicht einmal einen eigenen Datensatz in der GND gibt, deren Netzwerk jedoch nicht unwesentlich zum Zusammenhalt und zur Produktivität der Sippe beitrug, wovon etliche Briefe zeugen. Ähnliches lässt sich von Kunigunde »Gunda« von Savigny sagen. Aber selbst Lulu, deren Kinderlieder sowie geistliche Lieder gedruckt überliefert sind und die auch zum Märchenschatz der Brüder Grimm beitrug, ist wenig bekannt und von der Forschung vernachlässigt.

Damit bekommt die als wissenschaftlich produktiv und hinsichtlich bekannter und weniger bekannter Werke und Denkgebäude als erhellend anzusehende Konstellationsforschung eine weitere Facette: die der an einer Konstellation beteiligten Frauen. Ihre Rolle in vielen dieser Korrespondenz- und Wirkungskreise darf nicht länger vernachlässigt werden, will man den Werken und Diskursen gemäß ihrem Umfeld gerecht werden.

Unter diesem Aspekt stellt der vorliegende Band einen wichtigen Beitrag zu einer Erforschung der Konstellation um die Brentanos dar. Dabei bilden die Schwestern einen engen Zirkel. So lebte Lulu mit Gunda, Bettine und Meline nach dem Tod ihrer Mutter im Internat der Ursulinen in Fritzlar, wo die Schwestern, nach den Worten ihres Bruders Clemens, *in der sämtlichen Haushaltskunst unterrichtet und mit freundlichen ungekünstelten Sitten ausgezieren* werden sollten. (Clemens Brentano an Kunigunde Brentano, 27. August 1796, im besprochenen Band, S. 18) Dieses für die Frauenerziehung der Zeit durchaus nicht untypische und hinsichtlich der allgemeinen Verhältnisse in mancher Beziehung sogar fortschrittliche Bildungsprogramm hat den familientypischen *Geist der Unabhängigkeit* (Clemens Brentano an Georg Brentano, 20. März 1797, im besprochenen Band, S. 19) jedenfalls nicht beschwichtigen können.

Mit 18 Jahren heiratet Lulu Carl Jordis. In den Jahren, die sie mit ihm in Kassel und Paris verbringt, lebt sie in der »großen Welt« – Jordis war Finanzminister König Jérôme Bonapartes –, nach der Scheidung vermählt sie sich 1827 mit Jordis' Geschäftspartner, dem aus Brüssel stammenden Peter Rozier des Bordes. Nach seinem Tod 1831 übersiedelt sie als sehr reiche Witwe mit ihrer Adoptivtochter Meline nach Frankfurt und nach dem Schloss Wasserlos bei Alzenau. Doch bedeutet dies keineswegs einen Rückzug von der großen Welt; immer wieder reist sie nach Paris, leitet ihre dortigen Geschäfte und führt die Vorhaben ihres verstorbenen Mannes weiter. Sie erwirbt Immobilien und unterstützt u. a. ihren Bruder Christian und dessen Familie in Aschaffenburg, aber auch die Brüder Grimm. Wir erleben sie in ihren Lebenszeugnissen als energische und erfolgreiche Geschäftsfrau. Doch gibt es daneben auch jenen anderen Ton, eine zunehmend religiöse Einfärbung ihrer Äußerungen in späteren Jahren, die sich bisweilen in kurioser Weise mit ihrem Geschäftssinn verbindet.

All diese Nuancen eines vielseitigen Charakters, der in mehrfacher und bedeutender Weise mit seiner Zeit verbunden war, lassen sich nun nachlesen in der von Walter SCHARWIES verfassten Biographie in Briefen, die in gleich vielerlei Hinsicht eine Lücke

schließt. Sie erzählt die Lebensgeschichte Lulus nicht nur in ihren eigenen Briefen, sondern auch in solchen ihrer berühmten Angehörigen und Zeitgenossen. Auf diese Weise ergibt sich das Bild eines Netzwerks der Familienmitglieder und Freunde der Brentanos, was so noch nicht zu lesen war. Mit seiner Pionierarbeit eröffnet SCHARWIES jedoch auch eine Perspektive auf eine Edition des Briefnetzwerks der Brentano-Schwwestern im Dienst der Erforschung einer Konstellation, deren Zeugnisse damit der Wissenschaft und nicht zuletzt dem Lesevergnügen endlich zugänglich würden.

Darmstadt

Rotraut Fischer

Nationalsozialismus und Erinnerungskultur

AG ERINNERUNGSKULTUR ZIERENBERG (Hg.): Zierenberg. Erinnern und Gedenken. Jüdische Stimmen aus Vergangenheit und Gegenwart, Zierenberg 2020, 186 S., Abb., 1 CD, ohne ISBN

Der Band verdankt sein Entstehen der über sechs Jahre sehr rührigen lokalhistorischen ARBEITSGEMEINSCHAFT ERINNERUNGSKULTUR ZIERENBERG. Im Unterschied zu dem 2018 veröffentlichten, ähnlich betitelten Buch (Erinnern und Gedenken. Jüdisches Leben in Zierenberg bis 1938) enthält er vorwiegend Beiträge von Personen, deren Familien unter dem Nationalsozialismus aus der drittgrößten Stadt im Altkreis Wolfhagen vertrieben wurden, und von deren Nachkommen.

Am Anfang stehen vier Aufsätze von Walter SHARMAN, der 1913 als Walter Schartenberg in Zierenberg zur Welt kam. Nach seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben beschäftigte sich der 1938 nach England geflohene Geschäftsmann mit familiengeschichtlichen Forschungen, deren Ergebnisse er in den 1980er- und 1990er-Jahren in drei Beiträgen für Jahrbücher und Sammelbände vorlegte. Außerdem verfasste er einen kurzen autobiografischen Bericht über seine Lebensjahre in Deutschland und den Neuanfang in Newcastle. Die Herausgeber haben ergänzend mehrere Briefe abgedruckt, welche die Mutter Sophie Schartenberg geb. Steppacher (1884–1954) in den Jahren 1914 und 1915 an ihren als Soldat und Unteroffizier eingesetzten Ehemann schrieb – Jacob Schartenberg war im Infanterie-Regiment 71 mit der Rekrutenausbildung befasst, und von 1916 an kämpfte er als Angehöriger des Jägerbataillons Nr. 11 in Frankreich, wovon er in einem ausführlichen Brief vom 21. März 1916 berichtete.

Einen weiteren biografischen Schwerpunkt bildet der außergewöhnliche Lebensweg von Lion Möllerich (1918–2001). In Vorbereitung des 700-jährigen Stadtjubiläums gelang es 1990, Kontakt zu ihm aufzunehmen. In einem längeren Brief gab Arye Jehuda MOLLERICH aus Ra'anana in Israel nun Auskunft über seine Erinnerungen an den früheren Heimatort. Später veröffentlichte er auf Hebräisch ausführlichere autobiografische Aufzeichnungen, die sich vielfach auf Zierenberg und einen Besuch beziehen, zu dem er sich 1987/88 noch einmal dort aufgehalten hatte. Im vorliegenden Band sind von Hans-Peter KLEIN bearbeitete Auszüge aus MOLLERICHS Lebenserinnerungen in deutscher Übersetzung abgedruckt, welche zunächst die »Familie Möllerich und die Juden in Zierenberg«, sodann Lion Möllerichs »Verfolgung [und] Deportation«, das von ihm durchlittene »Lagerleben« und schließlich seine »Rückkehr 1945 und [die Zeit] danach« betreffen. 1939/40 verbrachte Möllerich auf dem Hachschara-Gut im brandenburgischen Neuendorf, wo junge Menschen auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitet wurden. Doch Ende 1941 wurde Möllerich nach Riga deportiert, er überlebte mehrere

Lager. Nachdem er in Theresienstadt befreit worden war, musste er feststellen, dass seine Eltern und der jüngere Bruder nicht überlebt hatten. Nach der Schoa sorgte Möllerich 1946 dafür, dass der verwüstete und 1939 größtenteils eingeebnete Friedhof der Zierenberger jüdischen Bevölkerung einigermaßen wiederhergestellt wurde. Nach einem Aufenthalt in Kassel und Umgebung begab sich der streng gläubige Jude ins entstehende Israel, wo er eine neue Familie gründete, den Metzgerberuf erlernte, dann in Ra'anana als Rabbiner arbeitete. In seinen Erinnerungen nennt er wiederholt Zierenberger Juden, die ihm in den Jahren der Lagerhaft begegnet waren, darunter seinen Grebensteiner Onkel Gerson Lion Katz (1887–1944) und Siegfried Kaufmann (1905–1979), einen Neffen von Jakob Kaufmann (1880–1939), der am Ende der Weimarer Republik in Zierenberg Stadtverordnetenvorsteher gewesen war.

Weitere Beiträge handeln über die Gräber auf dem Jüdischen Friedhof, die Besuche von Nachfahren der verfolgten Familien und die gegenwärtige erinnerungskulturelle Arbeit in Zierenberg. Außerdem werden Bräuche der jüdischen Religion vorgestellt.

SHARMAN teilt mit, er habe vor seiner Ausreise Notizen aus den Synagogenbüchern anfertigen können, als sich diese im Haus seines Vaters befanden, welcher der letzte Gemeindevorsteher war; bei den Novemberpogromen seien sie – wie er vermutet – »vernichtet worden« (S. 9). In der behördlichen Überlieferung findet dies indes keine Bestätigung, vielmehr wies der Wolfhager Landrat Dr. Fritz Elze am 24. November 1938 Bürgermeister Wilhelm Schäfer an, die Register polizeilich »sicher[zu]stellen« und dem örtlichen Standesamt »in Aufbewahrung« zu geben (HStAM, 180 Wolfhagen, Nr. 2279).

Zu berichten ist u. a., dass mit dem Lager »Ramsdorf« (S. 94 u. 98) bei Leipzig das Außenlager des KZ Buchenwald in Tröglitz-Rehmsdorf und mit dem als »Dr. S. Lange« Bezeichneten (S. 81) der SS-Terrorist Rudolf Lange gemeint ist, der in Jena promoviert wurde. Hinter dem hier »Wertheimer« Geschriebenen (S. 76, 81 u. 97) verbirgt sich wohl Horst Wertheim (1922–1943).

Die über den Text verstreuten zeitgenössischen und aktuelle Geschehnisse illustrierenden Fotografien bereichern diesen bemerkenswerten Gedenkband engagierter Laien. Ihre Erinnerungsarbeit hat dazu geführt, dass seit 2016 in Zierenberg 45 Stolpersteine verlegt werden konnten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Johannes GRÖTECKE und Miriam GRABOWSKI (Red.): Blickwechsel. »Wenn man die Augen zumacht, dann sieht man nichts.« (Jüdisches Sprichwort), hrsg. von den Städtischen Museen Bad Wildungen, Bad Wildungen 2021, zahlreiche Abb., 78 S., ohne ISBN, als PDF auf der Internetseite der Alemannia Judaica <<https://www.alemannia-judaica.de>> abrufbar

Wie ist Erinnerung an jüdisches Leben im 20. Jahrhundert in Waldeck, in Hessen, in Deutschland noch möglich, wenn es diejenigen, die dessen schlimmsten Abschnitt durchgemacht haben, nicht mehr gibt? Diese Frage wird im Hintergrund gestanden haben, als sich Johannes GRÖTECKE, Miriam GRABOWSKI und ihre Mitstreiter(innen) daran machten, sich ihr Vorhaben für ein zeitgemäßes Erinnerungsformat auszudenken. Es liegt nun in einer Sammlung von Beiträgen vor, welche die Zeit vom Kaiserreich bis in die Gegenwart umfasst.

Als »Aufhänger« dienten alte Fotoaufnahmen jüdischer Menschen aus Bad Wildungen und Umgebung und die Frage: »Was wäre, wenn diese Fotos berichten könnten?« (S. 6). Gezeigt

wurden sie Ende 2021 in einer Ausstellung in der Wandelhalle im Bad Wildunger Kurviertel. Was sie auszeichnete, war die thematische Reichhaltigkeit der Motive.

Möglich war all dies nur dank jahrzehntelanger Anstrengungen um Erinnerung an eine Bevölkerungsgruppe, welche die Mehrheit der Deutschen vor 1945 ausgelöscht haben wollte. Schon Ende März 1933 behängten Bad Wildunger SA-Mitglieder jüdische Geschäftsleute mit als Selbstbezeichnungen daherkommenden Schildern und zwangen sie auf einen demütigenden Pranger-Umzug durch die Kleinstadt; Fotos davon zeigten die örtlichen Nationalsozialisten einige Jahre später völlig ungeniert in ihrer »Geschichte der Ortsgruppe Bad Wildungen« (Bad Wildungen 1938). Daniel Kaufmann aus Marburg erinnert an seinen Vater Dr. Friedrich Kaufmann (*1905), der 1937 aus Berlin nach Basel floh, Sohn des Bad Wildunger Sanitätsrats Dr. Albert Kaufmann (1862, Posen – 1941, Frankfurt) und seiner in Theresienstadt ermordeten Witwe Margarete (S. 32 f.); er kehrte in seine Heimatstadt zurück, weil er – durch eine Krankheit sprachlich eingeschränkt – woanders nicht wieder hätte Fuß fassen können (S. 67). Im Abschnitt »Deportation« steuert Richard Oppenheimer aus Venice/Florida aus heutiger Sicht verfasste Briefe an die als Kind bei Riga ermordete Kusine Lane Mannheimer bei – und an seine Mutter, die Gettoisierung, KZ-Haft und Todesmarsch überlebt und ihrem Sohn nie darüber berichtet hatte.

Die Themen »Verfolgung ab 1933« und »Deportation«, die sich teils überschneiden, nehmen einen wichtigen Platz unter den Aufnahmen ein. Sie stehen aber verbunden mit dem Davor und Danach, in das die jüdische Bevölkerungsgruppe hierzulande eingebunden war (und ist). So spiegelt sich der motivische Reichtum im Katalog zur Ausstellung wider – und in der »Vielfalt der AutorInnen, der Textsorten« (S. 7): vom Gedicht über imaginierte Briefe an ermordete Angehörige und mit Verspätung verfasste Nachrufe bis hin zum ganz knappen Einzel- und zum generationenübergreifenden Familienporträt. Verfasst wurden die stets nur ein- bis dreiseitigen Beiträge von früheren jüdischen Einwohnern, von Nachfahr(inne)n der Dargestellten, Journalisten, Künstler(inne)n, in der professionellen Erinnerungsarbeit Tätigen, lokalhistorisch Engagierten, Zeitzeug(inn)en. Über Lebensdaten – den »historischen Hintergrund« – informieren zudem neben den Texten stehende Infokästen.

Dem in die Anlage des Begleithefts einführenden Vorwort von Johannes GRÖTECKE und Miriam GRABOWSKI folgen Fotos und Texte von 26 Autor(inn)en aus Deutschland, Israel und den USA. Am Beginn, im Themenbereich »Alltag und Integration vor 1933«, findet sich ein Foto des fünfjährigen Julius Katz, den seine Eltern als patriotische Stellungnahme im Weltkrieg 1916 in »Uniform« ablichten ließen (S. 8); er konnte 1935 fliehen und wie sein Bruder überleben, während – wie Ernst KLEIN erläutert – der Vater Isaak Katz 1939 starb und seine Witwe Johanna 1941 nach Riga in den Tod deportiert wurde. Dem Foto der Brüder Fritz (*1920) und Gerd Buchheim (*1925) im zeitgenössischen Matrosenanzug stellt Michaela SPELLERBERG (noch) unbeschwerte Kinderreime gegenüber (S. 16 f.). Ihr Vater Willy Buchheim begegnet uns später wieder, dem Themenbereich »Flucht und Migration« zugeordnet: in einer Porträtaufnahme aus den späten 1930er-Jahren neben Gary BUCHHEIMS »Gedanken« an seinen Großvater (S. 42 f.), und als glücklicher Familienmensch in Cincinnati im Kreise seiner Enkelinnen, im Nachruf auf den »angesehenen Mohel«, mit dem die Jüngste von ihnen, Paulette BUCHHEIM, seiner gedenkt (S. 38 f.). Wie Amanda KATZ JERMYN am Beispiel ihrer Großeltern schildert, war Auswanderung nicht erst seit 1933, sondern schon 1920 Thema, als August und Frieda Katz, deren Vorfahren zum Teil aus Mandern stammten, sich in Kapstadt niederließen

(S. 36 f.). Karl-Heinz STADTLER würdigt eine starke Frau, die sich 1938 im Hamburger Hafen ablichten ließ, ehe sie – nach dem Tod beider Eltern – das rettende Schiff nach Amerika betrat: Alice Hirsch (1905–1990). Ihre Schwester Flora überlebte die Verfolgung mit ihrer älteren Tochter Edith – nach 1945 fanden die Familienmitglieder in den USA wieder zusammen (S. 46 f. u. 58 f.). Dr. Gerald OPPENHEIMER (*1942) beschreibt, wie sein Großvater, der Manderener Pferdehändler Julius Katz (1884–1975), »alles verloren« hat, aber dank seiner Flucht 1936 sein Leben und das seiner Angehörigen retten konnte. OPPENHEIMER leitet am Ende zu den Heimatvertriebenen unserer Tage über: »Wie die heutigen Flüchtlinge musste jeder von uns auf seine eigene Weise mit dem fertig werden, was wir verloren hatten – unseren Platz, unsere Geschichte und Identität« (S. 45).

Im Abschnitt »Überleben und Neuanfang« schreibt Patrizia TROLESE über die Eheleute Freilich. Dass es die erste nach 1945 geborene Generation manchmal ungeheuer schwer hatte, zeigt der Lebensweg von Salomon bzw. Peter Freilich (1948–1977), dessen Vater Abraham aus Breslau und dessen Mutter Estera Bodner (*1916) aus der Stadt Auschwitz, damals Österreich-Ungarn, gebürtig war. Sasha INGBER, Enkelin von Hersz Lejb (»Leo«) Oberman, erinnert daran, dass er zu denjenigen gehörte, die nach ihrer Befreiung aus der KZ-Haft in die Kurstadt kamen. Er heiratete hier Toska (»Tosia«) Klein (*1919, Oświęcim), ehe sie alsbald wieder weiterzogen, um in den USA ein neues Leben zu beginnen.

Im letzten Abschnitt »Gegenwart« geht es um die Schwierigkeiten mit der Identität bei jungen jüdischen Menschen heutzutage. In »Gespalten« macht Johannes GRÖTECKE sie deutlich, seinem Porträt der Familie Kor aus St. Petersburg, jetzt Korbach: »Juden, Russen, Deutsche«, sagen Rahel und David Kor, die in Bad Wildungen aufgewachsen sind: »Wir sind von allem etwas« (S. 77). Auch diese keineswegs »normale« Familiengeschichte ist nun Teil der Geschichte des jüdischen Bad Wildungen, das vor 1933 mal ein »Weltbad« war und bis 1938 eine neue, mit viel Hingabe erschaffene Synagoge hatte.

Die rückblickende Vergegenwärtigung des jüdischen Bad Wildungen, wie sie in dem Begleitheft zur Ausstellung zum Ausdruck kommt, erscheint vorbildlich, weil es ihm darum geht, eine von vielen als abgeschlossen betrachtete jüdische Geschichte in die Gegenwart zu holen. Es birgt damit zahlreiche Anregungen auch für jene, die sich andernorts einem zeitgemäßen Umgang mit jüdischen Leben im 20. Jahrhundert verpflichtet fühlen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Dieter VAUPEL: »Und wenn einer umfällt und nicht gleich wieder aufsteht, so kann uns das gleich sein«. Theobald Fenner und das Pogrom vom September 1935 in Spangenberg, Marburg: Schüren Verlag 2021, 287 S., zahlreiche s/w-Abb., ISBN 978-3-7410-0276-2, EUR 28,00

Es gibt in Hessen wohl keinen Landkreis, in dem seit über drei Jahrzehnten so intensiv über das Schicksal der jüdischen Landgemeinden geforscht und publiziert wird wie im Schwalm-Eder-Kreis. Beginnend mit dem zweibändigen Werk »Heimatvertriebene Nachbarn« zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain folgten zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema Judenverfolgung in anderen Orten des Kreises. Und es sind immer wieder engagierte Regionalhistoriker, die neue Quellen auf tun und damit unser Wissen über die Realität der NS-Zeit erweitern. Einer von ihnen ist Dieter VAUPEL, ehemals Schulleiter in Felsberg, der seinen beruflichen Ruhestand nutzt, um sich verstärkt der regionalen Zeitgeschichte zu widmen.

In seiner jüngsten Veröffentlichung hat VAUPEL die Perspektive gewechselt, indem er sich mit einem Täter und einem antisemitischen Verbrechen, das selbst im Kontext der Judenverfolgung der 1930er-Jahre einen besonderen Platz einnimmt, dem Spangenberg Judenpogrom von 1935, beschäftigt.

Antisemitismus hat in dieser Region schon seit Ende des 19. Jahrhunderts eine unrühmliche Tradition, wie u. a. die Böckel-Bewegung belegt. Ungeachtet dessen lebten hier zahlreiche jüdische Familien, gingen ihrer Arbeit nach und waren in die Gesellschaft integriert. In diesem Umfeld wurde Theobald Fenner politisch sozialisiert. Der 1884 geborene Fenner, aus einer alteingesessenen Spangenberg Familie, war – wie VAUPEL schrieb – ein »Antisemit und ein fanatischer Nationalsozialist«. Er baute Anfang der 1920er-Jahre die NSDAP auf. »Klein München« nannten die Nazis damals Spangenberg. (S. 12) Als 1925 die NSDAP-Ortsgruppe wiedergegründet wurde, wurde er Ortsgruppenleiter, Agitator und – nach 1933 – Bürgermeister. Er konnte sich auf über 60 % der Wählerstimmen stützen, die bei den Wahlen im März 1933 für die NSDAP gezählt wurden. Mit welcher Entschiedenheit Fenner gegen politisch Andersdenkende vorging, zeigt VAUPEL an vier Beispielen, die Vertreibung des liberalen Unternehmers Max Woelm, der sein Geschäft wegen politischer Angriffe nach Eschwege verlegte, die öffentliche Zurschaustellung der im Juni 1933 verhafteten Kommunisten Valentin Gabel und Karl Vaugt, sowie die Hetze gegen den ehemaligen Bürgermeister Heinrich Stein, der in den Selbstmord getrieben wurde. Der Verfolgung des Sozialdemokraten Adam Schenk ist sogar ein eigenes Kapitel gewidmet.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich jedoch mit dem antisemitischen Terror in Spangenberg, der ab Januar 1933 an Massivität deutlich zunahm. Die SA nahm jüdische Bürger »in Schutzhaft« und verschleppte sie in die Walkmühle, andere wurden auf offener Straße misshandelt und der Boykott gegen jüdische Geschäftsleute fand nicht nur am 1. April 1933 statt, sondern dauerte das ganze Frühjahr an, wobei auch Gerüchte in der Lokalzeitung ihre Wirkung taten. Ziel war die Vertreibung jüdischer Menschen aus Spangenberg.

Während in größeren Städten – auch aus wirtschaftlicher Notwendigkeit – in den folgenden Jahren trotz zunehmender juristischer Ausgrenzung und Arisierung jüdischer Geschäfte eine gewisse »Entspannung« eintrat, konnte davon in Spangenberg keine Rede sein. Dafür sorgte Fenner mit einer Aktion, die selbst innerhalb der NS-Administration Kritik auslöste, dem Judenpogrom vom September 1935. Die Bekanntmachung der »Nürnberger Rassegesetze«, die der zunehmenden gesellschaftlichen Isolierung jüdischer Menschen dienen sollte, nahm Fenner zum Anlass, mitten in der Nacht einen SA-Aufmarsch, wozu SA-Männer selbst aus dem Kirmeszelt geholt wurden, vor Wohnhäusern jüdischer Einwohner zu organisieren und »arische Dienstmädchen« über die »neue Rechtslage zu informieren«. Zu diesem Zweck wurde vor den Wohnhäusern jüdischer Mitbürger krakelt, Türen aufgebrochen und in den Wohnungen randaliert. Wer in die Hände der – oftmals angetrunkenen – SA-Männer geriet, wurde misshandelt.

Der Vorgang löste, anders als Fenner es erwartete, in der Gauleitung keine Begeisterung aus, sondern hatte eine polizeiliche Untersuchung zur Folge. So sehr man die Vertreibung jüdischer Menschen begrüßte, so wenig war individueller Terror in dieser Phase erwünscht. Erst die Gestapo Kassel unterband weitere Untersuchungen.

VAUPEL beschreibt, wie für die jüdischen Menschen das Leben in Spangenberg zunehmend unmöglich wurde. Schon Ende 1937 hatten über 80 % der jüdischen Einwohner den Ort ver-

lassen, ihr Hab und Gut ließen sie zurück oder verkauften es weit unter Wert. Von dieser Arierung profitieren nicht nur alte Nazis, sondern viele Bürger des Ortes. Ein eindrucksvolles Kapitel des Buches bilden die Erinnerungen an jüdische Familien, deren Schicksal aufgrund von Archivmaterialien, aber auch örtlicher Dokumente rekonstruiert werden konnte.

In den Schlusskapiteln behandelt VAUPEL den Umgang mit den Verbrechen und den Tätern. Da sich Fenner seiner Verantwortung durchaus bewusst war, tauchte er für vier Jahre unter, bevor ein Prozess wegen seiner Verbrechen eingeleitet wurde. Das milde Urteil in diesem Verfahren wurde in der Revision aufgehoben und die weitere Aufarbeitung eingestellt. Einzig seine Pension als Bürgermeister wurde ihm rechtskräftig verweigert. So etwas war durchaus typisch für den gesellschaftlichen Umgang mit NS-Verbrechen und den Tätern in der BRD der 1950er-Jahre.

Dass sich der gesellschaftliche Umgang gewandelt hat, zeigt VAUPEL in seinem Schlusskapitel zur »Erinnerungskultur«, in dem er beschreibt, wie engagiert sich heutige Generationen mit der Aufarbeitung von Schicksalen jüdischer Menschen in der Region beschäftigen.

Die Dokumentation lebt auch von der hervorragenden Quellenlage, der Auswertung von Regionalzeitungen, einer kritischen Einbindung der NS-Selbstdarstellungen u. a. Solche Quellen liegen in fast allen Regionen vor. Sie auszuwerten und öffentlich zu machen ist das Ergebnis von gesellschaftlichen Diskussionen, Schülerwettbewerben und engagierten Regionalhistorikerinnen und -historikern. Es bedurfte mehr als 75 Jahre, bevor dieses umfassender möglich wurde.

Kassel

Ulrich Schneider

Stefan WULF: Der Psychiater Albrecht Langelüddeke (1889–1977). Eine biografische Annäherung (Historische Schriftenreihe des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Kleine Schriften 2), Gießen: Psychosozial-Verlag 2021, 114 S., ISBN 978-3-8379-3131-0, EUR 16,90

Stefan WULF befasst sich mit Leben und Werk des einflussreichen Psychiaters Albrecht Langelüddeke. Erst in Hamburg tätig, übernahm er im Oktober 1935 das Amt des Leiters der Landesheilanstalt Haina, und zum 1. April 1937 wurde er als Direktor an die Landesheilanstalt Marburg in Cappel versetzt. Sie hatte damals 600 Patienten, ehe sie in den Kriegsjahren teils als Lazarett genutzt wurde. Im Januar 1940 ernannte die Philipps-Universität Langelüddeke zum außerplanmäßigen Professor der Medizinischen Fakultät mit dem Schwerpunkt gerichtliche Psychiatrie.

Einem Grußwort von Andreas JÜRGENS folgt ein Vorwort von Heinz-Peter SCHMIEDEBACH, dann WULFs Einleitung. Sodann geht es um Stationen der beruflichen Laufbahn Langelüddes, das »Berufsverbot« 1945 und seine Entnazifizierung. Denn wie manche seiner Kollegen hatte Langelüddeke am NS-Euthanasie-Programm mitgewirkt, und den Anstaltsleiter erteilte die Entlassung durch die Militärregierung. Einen großen Teil der ihm anvertrauten Patienten – mehr als 200 – hatte er als »unheilbar Kranke« nach anderen Einrichtungen in Scheuern, Weilminster und Herborn verschickt (S. 14 f. u. 45 f.), und von dort waren sie in die Tötungsanstalt Hadamar gebracht worden. Die Professoren Werner Villinger und Erich Schwinge entlasteten Langelüddeke aber später, da sein Vorgehen im NS-Staat »gesetzlich« gewesen sei (S. 17). Und auch die Marburger Spruchkammer hielt ihm zugute, er habe nur »Unnutze« abgegeben und sei bei den übrigen 63, die er nicht preisgegeben hatte, als gewiefter Retter hervorgetreten (S. 19 f.). Nach dem ersten Entscheid vom März 1949 galt Langelüddeke als »Mitläufer« (S. 31), nach

der Berufung fünf Monate später gar als »nicht betroffen«. Im Jahr darauf erlebte er folglich sein Comeback als außerplanmäßiger Professor, und im gleichen Jahr erschien bei de Gruyter in Berlin sein Buch über »Gerichtliche Psychiatrie«, an dem er die Jahre zuvor gearbeitet hatte. 1954 trat er offiziell in den Ruhestand. An die letzten Berufsjahre in Marburg schloss sich die Rückkehr nach Hamburg an, das er 1935 um der Karriere willen verlassen hatte und wo er nun weiter arbeitete.

Den biografischen Abschnitt ergänzen Ausführungen zu »Identitäten, Fakten und Konstrukten«. Hier geht WULF der Tätigkeit des Gutachters nach, der sich auch als »Arzt-Soldat« verstand. Zum Kriegsbeginn willkommen waren Langelüddekes Äußerungen gegen kranke Soldaten und »Simulanten« (S. 39 f.). Außerdem war der Psychiater Beisitzer am Erbgesundheitsgericht (EGG) Marburg und von 1936 an am Erbgesundheitsobergericht Kassel, die Beschlüsse über Sterilisationen fassten. Langelüddeke forschte selbst zur »erblichen Fallsucht« – mit kaum greifbaren Ergebnissen. Von 1936 an war er überdies für das Rassenpolitische Amt der NSDAP tätig (S. 49). Seinem Neustart in der Bonner Republik stand dies nicht im Weg.

Im Rückblick erweist sich Langelüddekes frühzeitige Parteimitgliedschaft vom Mai 1933 als Teil seiner Bemühungen, rasch Karriere zu machen. Der Mediziner, der für sich eine sachliche und streng wissenschaftliche Haltung in Anspruch nahm, war unter den Bedingungen des Dritten Reichs selber »kein unpolitischer Experte« (S. 44). Bei seinem Tod in Hofheim 1977 schien sein Stern verblasst. »Er trug«, so WULF, »eine Mitverantwortung für die Umsetzung der NS-Erbgesundheitspolitik« (S. 70).

Im Quellenanhang ist das »Marburger Spruchkammerurteil über Albrecht Langelüddeke vom 19. August 1949« abgedruckt. Dem 30-seitigen Entscheid der Spruchkammer Marburg unter dem Vorsitz von Dr. Schilling ist viel Entlastendes zu entnehmen: Der Betroffene sei von 1921 in der Gesellschaft Schlaraffia tätig gewesen, bis sie 1937 als logenähnliche Vereinigung aufgelöst wurde, er habe aus christlicher Haltung den Nationalsozialismus abgelehnt und sei von seiner Ehefrau, einer Schwedin, darin leidenschaftlich unterstützt worden.

WULF geht mit dem Spruchkammer-Entscheid verbal ins Gericht, er sei »absurd«, »grotesk«, grenze »an Obszönität« (S. 42). Mitunter hätte zum Quellenanhang eine angemessenere, den Kontext einbeziehende Kommentierung erfolgen sollen. Wenn die Spruchkammer feststellt, Langelüddeke habe Juden verteidigt, »die wegen Rassenschande verfolgt wurden«, indem er ihnen »den Schutz des § 51 StGB« (Unzurechnungsfähigkeit) zubilligte (S. 23), so geht WULF diesem Aspekt leider nicht nach (S. 53 f. nur in Bezug auf Nichtjuden). Einer, der für Langelüddekes Handlungen Verständnis zeigte, war »Dozent Dr. Kloos«, Direktor der Landesheilanstalt Stadtroda, der »wegen seiner ›nichtarischen‹ Ehefrau selbst rassistisch verfolgt« war. Indes war der 1906 in Siebenbürgen geborene, 1931 in Medizin und 1938 an der Philosophischen Fakultät promovierte Gerhard Kloos selber stark belastet. 1941 erschien im Auftrag des Thüringischen Landesamtes für Rassewesen die von Kloos verfasste »Anleitung zur Intelligenzprüfung und ihrer Auswertung im Erbgesundheitsgerichtsverfahren«. In seiner Stadtrodaer Klinik wurden Kinder getötet. Die Habilitation wurde ihm später aberkannt. Nachdem er sich in Kiel neu habilitiert hatte und 1952 zum außerplanmäßigen Professor ernannt worden war, berief man ihn zum Direktor des Niedersächsischen Landeskrankenhauses Göttingen. Auch Magda Wlach bezeugte, mit Langelüddeke und seiner Frau befreundet gewesen zu sein, wenngleich sie mit einem jüdischen Schauspieler verheiratet gewesen war. Gemeint ist offenbar Hermann Wlach (1884–1962), der nach Engagements in Hamburg, Berlin, Mannheim

und 1932/33 in Salzburg schließlich in Zürich Zuflucht fand (<http://www.steffi-line.de/archiv_text/nost_film20b40/177_wlach_hermann.htm> (abgerufen 19.1.2022)). Langelüddekes Greifswalder Dissertation wird mal auf 1914, mal fälschlich auf 1916 datiert.

WULFS Darstellung beruht im Wesentlichen auf Langelüddekes acht Personalakten und auf seinem Nachlass im Archiv des Landeswohlfahrtsverbands in Kassel. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist das eines »Mitgestalter[s] der Diktatur« (SCHMIEDEBACH, S. 12), insbesondere als viel beschäftigter Gutachter im Rahmen der »politischen NS-Justiz und militärgerichtlicher Verfahren« (S. 70) – mit für andere schwerwiegenden, manchmal tödlichen Folgen. Der karrierebewusste Mediziner und Marburger Anstaltsleiter erweist sich dabei als »Handlanger bei einem Massenmord an Geisteskranken« (S. 47).

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Stadt- und Ortsgeschichte

Ernst-Josef ROBINÉ: Gemaltes Höchst – unbekannte Gemälde und Stiche aus 500 Jahren, Höchst: Selbstverlag 2021, 346 S., Farb- u. s/w-Abb., EUR 39,00

Vor uns liegt das prachtvolle Ergebnis einer jahrelangen Sammel- und Forschungstätigkeit zum heutigen Frankfurter Stadtteil Höchst, der vor seiner Eingemeindung nach Frankfurt am Main eine eigene Geschichte hatte. Höchst war eine seit dem Mittelalter lebendige eigenständige Stadt, Verwaltungssitz, zeitweilige Residenz der Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz und ab dem 19. Jahrhundert eine aufblühende Industriestadt sowie Gründungsort und Namensgeber des weltweit tätigen Chemieunternehmens Hoechst AG. Der Verf. hat sich mit Liebe viele Jahre mit der Überlieferung von Höchst und ihrer Pflege beschäftigt.

Auf dem hochwassersicheren erhöhten Mainufer, das dem Ort mit seiner karolingerzeitlichen Justinuskirche und seiner zum Schloss erweiterten erzbischöflichen Burg seinen Namen gab, entstand eine lebendige Stadt am Main mit Handel, Schifffahrt mit Hafen, Mainzoll, Fischerei, Handwerk, Gewerbe und einer vielgestaltigen Industrie. Für alle diese Bereiche liefert dieses Buch wertvolle Bildquellen zur weiteren Forschung, die oft mehr aussagen als schriftliche Zeugnisse.

Die Stadt Höchst am Main zog wegen ihrer attraktiven Lage und schönen Gebäude schon frühzeitig Künstler an, die Höchster Motive seit dem 17. Jahrhundert gemalt, gezeichnet, gedruckt, fotografiert und kartographisch dargestellt haben. Die Stadtansicht vom Main aus, das Schloss, die Stadtbefestigung, der Ende des 18. Jahrhunderts für die Frankfurter Tabakfabrikanten Bolongaro erbaute Bolongaropalast, einige Getreide-, Industrie und Schiffsmühlen, das bis 1803 bestehende Antoniterkloster, die Adelshöfe der Dalberg, Greiffenclau zu Vollrads und der Kronberger und eine im 18. Jahrhundert zeitweise bedeutende kurmainzische Porzellanmanufaktur waren für die ältere Zeit beliebte Motive bei den Künstlern. Ab dem 19. Jahrhundert kamen die wachsende Industrie mit einigen Branchen, der Ausbau der Straßen- sowie Eisen- und Straßenbahnen, die Kanalisierung des Mains mit ihren Schleusen sowie die Dampfschiffe, der als »Maakuh« bekannte Kettenschlepper und nicht zuletzt die Menschen dieser Stadt und ihre Arbeit als Motive hinzu. Die in vielen Abbildungen dargestellten unterschiedlichsten Transportmittel und -infrastrukturen lassen dieses Buch u. a. für die Verkehrsgeschichte zu einer wahren Fundgrube werden.

Höchst wurde wegen seiner zentralen Lage am Untermain und als Schauplatz kriegerischer Ereignisse wie der Schlacht von Höchst im Jahr 1622 und der Kriege mit Frankreich ab 1791 ebenfalls gemalt, gezeichnet oder gedruckt. Besonders beliebt waren durch die Jahrhunderte die reizvollen Ansichten der Stadt vom Main aus, die an Anziehungskraft nicht eingebüßt haben.

Mit Liebe zu Höchst und zum Detail hat Ernst-Josef ROBINÉ eine Vielzahl von Bildern ohne Anspruch auf Vollständigkeit zusammengetragen und aus dieser die mühevollen Arbeit einer repräsentativen Auswahl unter Vermeidung eines Zuviel vom Gleichen vorgenommen. Damit liefert er uns ein wunderschönes Buch voller Anregungen und Anreize zum ästhetischen Genuss und zur weiteren Forschung. Das Buch kann beim Verf. unter der E-Mail-Adresse ejob@web.de erworben werden.

Eschborn

Konrad Schneider

Dietfrid KRAUSE-VILMAR und Susanne SCHNEIDER (Hg.): Zeitzeichen. Eine Sichtung der Kriegerdenkmale im Kirchenkreis Wolfhagen, Marburg: Schüren Verlag 2021, 128 S., zahlreiche farbige Abb., ISBN 978-3-7410-0274-8, EUR 15,00

Nur am Volkstrauertag werden sie wieder wahrgenommen, die Kriegerdenkmale des Ersten Weltkrieges – oder aber wenn sie durch Vandalismus beschädigt worden sind. Umso mehr ist es zu schätzen, dass sich der Erziehungswissenschaftler und Historiker Prof. Dietfrid KRAUSE-VILMAR aufgemacht hat, um die Kriegerdenkmale des Kirchenkreises Wolfhagen zu erforschen und zu dokumentieren. Bei der Recherche unterstützten ihn die Historikerin Susanne SCHNEIDER und der Fotograf Stephan VON BORSTEL. Gerold EPLER, der stellvertretende Direktor des Museums für Sepulkralkultur in Kassel, hat in seinem Nachwort Anregungen für den Geschichtsunterricht beschrieben.

In der Einführung geht KRAUSE-VILMAR ausführlich auf die Entstehung von Kriegerdenkmälern ein. Die ersten wurden nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 sowohl auf deutscher als auch auf französischer Seite errichtet. Besonders viele Denkmale entstanden nach dem Ersten Weltkrieg. Für den Bau wurden schon während des Krieges Richtlinien erstellt. Es ist bemerkenswert, dass diese Leitlinien »das staatliche Verständnis einer sachlich ernstesten Würdigung der Toten« vorgaben. 29 Orte von Altendorf bis Zierenberg sind mit ihren Kriegerdenkmälern im Buch verzeichnet. Diese Denkmale sind nicht gleichförmig gestaltet – entsprechende Vorgaben existierten nicht. Fast alle aber tragen die Namen der in den jeweiligen Dörfern geborenen und fern der Heimat gefallenen Soldaten. Man beginnt zu ahnen, was es für die kleinen Dörfer bedeutete, wenn ein mehr oder minder großer Teil seiner jungen Männer nicht mehr heimkehrte.

Auch wenn das Buch nur einen kleinen Ausschnitt aus der vielfältigen deutschen »Denkmal-Landschaft« zeigt, so kann man sie in ihrer Vielfalt doch als repräsentativ betrachten. Dietfrid KRAUSE-VILMAR und Susanne SCHNEIDER haben so einfühlsam wie sachlich die Geschichte der Kriegerdenkmale erforscht und dargestellt. Ein schöner Erfolg dieses Buches wäre es, wenn Geschichtslehrer und -lehrerinnen ihren Schülerinnen und Schülern mit seiner Hilfe einen Teil unserer Geschichte nahebringen würden.

Entstanden ist das Buch nach einer Idee von Oberst a. D. Jürgen Damm, Ehrenvorsitzender des Volksbundes in Hessen. Er hatte 2018 (100 Jahre Ende des Ersten Weltkrieges) eine Aus-

stellung zum Thema erarbeitet. Gefördert wurde die Publikation durch den Landesvorsitzenden des Volksbundes, Karl Starzacher, Oberst a. D. Jürgen Damm, die Kasseler Sparkasse und den Landrat des Landkreises Kassel.

Kassel

Bettina Dodenhoeft

Klaus Dieter SPANGENBERG: Das Café Spangenberg. Eine Geschichte der Marburger Kaffeehauskultur, Marburg: Büchner-Verlag 2021, 156 S., Abb., ISBN 978-3-96317-223-6, EUR 22,00

Klaus Dieter SPANGENBERG verbindet seine Familiengeschichte mit der des über drei Generationen bewirtschafteten Familienbetriebs. Nun hat er sein 2012 erschienenenes Buch über das Café Spangenberg überarbeitet und erweitert. Bereichert wird die Darstellung durch zahlreiche Kopien von einschlägigen historischen Dokumenten und Fotografien, die teils aus Familienbesitz stammen, teils von früher mit dem Café verbundenen Menschen und deren Nachkommen dem Verfasser zur Verfügung gestellt wurden.

Die Schilderung ist nach der chronologischen Abfolge gegliedert. Der Firmenchef Carl Spangenberg war um seiner Ausbildung als Konditor willen aus Hersfeld in die aufstrebende Universitätsstadt gekommen. Er ehelichte die Tochter seines Lehrherren, übernahm und modernisierte Bäckerei und Café des Firmengründers in der Bahnhofstraße – und zog Nutzen aus dem damaligen Strukturwandel, als die Nordstadt von den gerade entstandenen Kliniken wie auch vom Fremdenverkehr und den Bedürfnissen der Universitätsangehörigen geprägt war. Das Café Spangenberg etablierte sich als »Begriff für Qualität« (S. 9). Zielgruppe war – wie an der Werbung ablesbar – von Beginn an die gehobene Kundschaft. Der geschäftliche Höhepunkt fiel mit jenem der Stadtgeschichte zusammen: 1927 feierte man mit großem Aufwand den 400. Jahrestag der Universitätsgründung, und Carl Spangenberg führte überdies für mehrere Jahre das neugeschaffene große Schlosscafé hoch über der Stadt. Mit der Kündigung des Pachtvertrags 1932 bricht der erste Teil ab.

1945 beginnt der zweite mit der Zerstörung des Hauses Bahnhofstraße 11 im Bombenkrieg. Nur kurz blickt der Verfasser auf das Dritte Reich zurück; dazu hat er 2015 in Berlin eine Publikation über seinen Verwandten vorgelegt: Die schöne Helena. Fritz – ein schwules Soldatenschicksal. Fallbeispiel zur Militärjustiz und Verfolgung Homosexueller in der Wehrmacht: Friedrich Wilhelm Spangenberg (1914–1944). Die Bahnhofstraße wurde zweimal von Bomben schwer getroffen, die Familie ließ das völlig ausgebrannte Haus wieder aufbauen. Im Mittelpunkt steht »Neubeginn«, »Wiedereröffnung« und erfolgreicher Geschäftsbetrieb in den ersten Friedensjahren und in der Zeit des Wirtschaftswunders. Nach dem Tod des greisen Firmenchefs Carl Spangenberg ging der Betrieb 1954 an seinen gleichnamigen Sohn über, der nach seiner Gefangenahme als Wehrmachtssoldat in Nordafrika 1947 aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause gekehrt war. Danach entwickelte sich das Café wieder zu einem beliebten Treffpunkt in der Nordstadt. Dies änderte sich erst in den 1970er-Jahren, als mit dem Umzug der Kliniken auf die Lahnberge, der mit einem Rückgang der Gäste einherging, das Ende vorgezeichnet war. Zuletzt versuchte man, mit künstlerischen Veranstaltungen und Darbietungen über die Runden zu kommen. Doch ging dies nicht auf. So wurde das Café zum zweiten Mal vom sozioökonomischen Wandel – diesmal dem Niedergang des Viertels – ergriffen und musste 1989 schließen.

Quasi als Anhang hat der Verfasser Äußerungen von Zeitzeug(inn)en zusammengestellt, welche die Geschichte des Cafés mit persönlichen Erinnerungen bereichern. Anekdoten von ehemaligen Mitarbeitern und Kunden des Cafés runden das reich illustrierte Buch ab. Zu den illustren Gästen, die im Café verkehrten und die der Verfasser schon eingangs nennt, zählten beispielsweise die Schriftstellerin Christine Brückner, der Schauspieler Hubert von Meyerinck, dessen Vater, ein pensionierter Offizier, in Marburg zu Hause war, und – neben zahllosen weiteren Ärzten – wohl auch Dr. Ferdinand Sauerbruch in seinen Marburger Jahren (S. 15–17).

Zu korrigieren ist die teils fehlerhafte Transkription des Zeugnisses, das dem späteren Firmenchef 1894 erteilt wurde. Statt »Caesar J. Bell« muss es beispielsweise heißen: Caesar d. bell. gall., was auf die lateinische Lektüre von De bello Gallico verweist, und statt »kräftigen« praktischen (S. 24 f.); mit dem »Geschichtsverein« (S. 12) ist die Geschichtswerkstatt gemeint.

Insgesamt ist Klaus Dieter SPANGENBERG mit seinem Buch über das Café Spangenberg, das in der Marburger Nordstadt im 20. Jahrhundert eine vielbesuchte Institution war, ein origineller und lesenswerter Beitrag zur Marburger Lokalgeschichte gelungen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Ute GÖBEL-LEHNERT und Thomas RAUTENBERG: Dagobertshausen. Ausverkauf eines Dorfes? Marburg: Büchner-Verlag 2020, 139 S., Illustrationen, Karten, Diagramme, ISBN 978-3-96317206-9, EUR 19,00

Ute GÖBEL-LEHNERTS und Thomas RAUTENBERGS Publikation ist keine Dorfgeschichte im herkömmlichen Sinn. Und sie kann dies auch nicht sein, geht es doch um den »Ausverkauf« ihres Wohnorts. Noch vor einem Jahrzehnt war Dagobertshausen ein beschaulicher Ortsteil im Marburger Westen. Alteingesessene Dorfbewohner und zugezogene Familien, die dort hatten bauen lassen, genossen zwischen Wiesen, Feldern und Wald die Ruhe und den hohen Erholungswert ihrer Wohnumgebung.

Seither hat das 350-Seelen-Dorf das Interesse eines Investors erregt, der Liegenschaften erworben und großzügig ausgebaut und umgestaltet hat. Er verfügt heute über ein Drittel der Flächen. Investiert wurde ganz trendgemäß in das Gewerbe Freizeitindustrie. Ausgehend von einem wohlklingenden »Hofgut« hat der Familienkonzern von Reinfried Pohl und seinen Söhnen Tourismusbedürfnisse (durch Werbung) erzeugt und gleichzeitig befriedigt: mit einem gehobenen Hotel- und Gaststättenbetrieb, einer mehrfach erweiterten Reitsportanlage samt großflächigem Parkplatz. Von den Aufträgen profitierten die Bauwirtschaft und andere Handwerksbetriebe, als Servicekräfte kamen stunden- und tageweise beschäftigte Studierende hinzu. Alles wurde darauf angelegt, in großer Zahl wohlhabende Feierwillige, Eventgierige und auf reitsportliche Veranstaltungen Erpichte aus Nah und Fern anzuziehen. Im Dorf mit seinen engen Straßen führt der plötzliche und überdimensionierte Fremdenverkehr regelmäßig zum Kollaps. Die damit einhergehende Lärmbelästigung raubt den Anwohnern den Schlaf.

GÖBEL-LEHNERT und RAUTENBERG, die seit langem in Dagobertshausen leben, reagieren darauf mit einer zeitkritischen und durchaus parteiischen Analyse, die im ersten Kapitel »Overtourism« und im zweiten die »(Fehl-)Entwicklung vom Wohnort zum Eventzentrum« in den Blick nimmt. Sie hat beide dazu bewegt, Verantwortung in der Stadtteilinitiative »Leben und Wohnen in Dago« zu übernehmen, über die sie im 3. Abschnitt berichten. Denn die Anwohner waren in die Planungen der Investoren nie hinreichend einbezogen worden. Dabei

könne es nicht angehen, mit der dörflichen Idylle zu werben und gleichzeitig ausufernde Großveranstaltungen im Sinne eines ungezügelten Eventtourismus durchzuführen. Im folgenden Kapitel befasst man sich mit dem befürchteten »Fortgang der Expansion«. Seit 2010 wird das Erlebnis-Angebot ständig erweitert, ob durch ein mit immer mehr Wohlfühl-Gastronomie aufgeladenes, »nicht enden wollendes Weihnachten« oder durch einen »Adventsmarkt«, der zuletzt, 2019, taktloserweise am Totensonntag abgehalten wurde (S. 34 f.). Bauanträge für weitere Umnutzungen im Ortskern liegen vor. Kapitel 5 betrachtet »Öffentliche Akteure und Institutionen«, also Ortsbeirat, Stadtverwaltung und die Genehmigungspraxis des Regierungspräsidenten in Gießen. Ende 2019 kam die Stadtteilinitiative ihrem Ziel, den »ungebremsten Veranstaltungs- und Tourismusboom« einzuhegen (S. 51, 55), einen Schritt näher, als der Ortsbeirat ein neues Großprojekt, das den Dorfkern völlig verändert hätte, ablehnte. Doch die städtische »Politik verschanzt sich« weiterhin »hinter der Verwaltung« (S. 81), der zuständige Dezernent des von einer großen Koalition gebildeten Magistrats gehört einer Partei an, die von der Pohl'schen DVAG mit generösen Spenden unterstützt wird. Es folgen Kapitel 6, das den Klimanotstand gegen die Expansion der Freizeitindustrie ins Spiel bringt, und der 7. Abschnitt, in dem auf das Instrumentarium der »Konfliktbewältigung« kritisch eingegangen wird.

Die Stadtteilinitiative kritisiert beim Investor und der Stadt Marburg Intransparenz, Verzögerungstaktiken und unnötige Bearbeitungsschleifen. Schließlich sah sie sich veranlasst, ihre Wohnumgebung mit juristischen Mitteln zu verteidigen und »in eine (teure) rechtliche Auseinandersetzung gezwungen« (S. 81, 112, 118). Der im letzten Kapitel gegebene Ausblick ist unsicher.

Wie die (in dem Buch nicht mehr erfasste) Erfahrung mit der Corona-Krise oder die sich breit machende Anerkennung der Klimamisere das weitere Geschehen mitbestimmen wird, bleibt abzuwarten. Der Investor will am Dorfumbau unverändert festhalten. Bei den Kommunalwahlen im März 2021 erzielten die mit einer eigenen Liste angetretenen Gegner der Pohl'schen Ausbaumaßnahmen – bei einer Rekordwahlbeteiligung von 68 Prozent in ihrem Stadtteil – ein knappes Drittel der Stimmen und entsenden nun einen Vertreter in den dreiköpfigen Ortsbeirat.

Das hier vorgelegte Plädoyer für mehr Bescheidenheit und Zurückhaltung beim Umgang mit den natürlichen Vorzügen des Marburger Umlands führt zu dem Schluss, dass bei anstehenden baulichen Veränderungen im öffentlichen Raum der Verträglichkeit mit den Interessen der Anwohnerschaft sowie mit der örtlichen Tier- und Pflanzenwelt anhand von Bauleitplänen und weiteren verbindlichen Vorgaben ein viel größerer Stellenwert beigemessen werden muss. Dies gilt für sterile, blütenlos-schaurige Schottervorgärten im Kleinen ebenso wie für überdimensionierte Hotelkomplexe in – ehemals – idyllischen Lagen im Großen.

Im Anhang sind einige Zeitungsbeiträge aus der Lokalzeitung Oberhessische Presse abgedruckt, in denen Betroffene ihre Position darlegen, sowie zwei Anfang 2020 an den Magistrat gerichtete Anfragen der Marburger Fraktionen von Bündnis 90/Die Grünen und der Partei Die Linke.

GÖBEL-LEHNERT und RAUTENBERG machen wiederholt deutlich, dass die Entwicklung von Dagobertshausen zu einem Dorf, das zum Spielfeld einflussreicher Investoren geworden ist, keinen Einzelfall darstellt. Er weist damit über die Marburger Zustände weit hinaus. Dem wäre nun auch vonseiten der Wissenschaften stärker Rechnung zu tragen.